

11

Joseph Conroy.

(Nachdruck verboten.)

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassirer.

„Mann oder Frau?“ fragte eine rauhe Stimme.

„Frau.“

„Du giebst!“

„Also es geht ums Nachtquartier!“

„Einverstanden, ich bezahl' Dein Bett, Kamerad!“

„Du bezahlst ihm gar nichts!“

Jos schritt auf einen der Spieler zu und fragte ihn: „Wer ist der Hausvater?“

„Das bin ich. Was wünschen Sie?“

„Kann ich ein Bett haben?“

„Wenn Sie dafür bezahlen, ja.“

Ohne ein Wort zu sagen, reichte Jos dem Manne sein letztes Geldstück, vier Pence.

„Kommen Sie mit“, sagte der Hausvater. „Ich will Ihnen zeigen, wo Sie schlafen sollen. Sie können sich Ihr Bett selber aussuchen und dann wieder hierher kommen, damit sie sich bei uns auch ein bißchen amüsieren können.“

Er steckte ein Licht an und begleitete Jos eine Wendeltreppe hinauf.

„Nehmen Sie sich doch in acht, Sie Tölpel“, rief er, als Jos mit dem Kopfe gegen die geneigte Decke stieß. „Können Sie denn nicht sehen, wo Sie gehen?“

Dann öffnete er eine Thür und wies Jos in ein Zimmer, in dem eine Menge eiserner Bettstellen, die mit grauen Decken bedeckt waren, standen. Sie waren in zwei Reihen den Wänden entlang geordnet und so dicht bei einander, daß es fast ganz unmöglich war, zwischen ihnen hindurch zu gehen. Verschiedene Betten waren bereits mit Schläfern besetzt, während andere Leute sich auszogen und noch andere in den Kleidern auf den Decken lagen.

„Kann ich vielleicht einen Platz für mich allein haben?“ fragte Jos.

„Familienzimmer kosten acht Pence.“

„Haben Sie denn nicht auch ein Zimmer für vier Pence?“

„Sind Sie aber eigen!“ brummte der Hausvater und hielt dabei das Licht dicht an Jos Gesicht, das er sich genau ansah. „Da waren schon ganz andere Leute hier als Sie, junger Bursche. Da hinunter.“ Jos folgte ihm.

Durch eine Reihe von Sälen, die alle dem ersten gleichen, und die teils mit Männern, teils mit Frauen bis auf den letzten Platz besetzt waren, führte sie ihr Weg.

„Wir stehen unter Aufsicht der Behörde“, sagte der Hausvater, einen Augenblick stehen bleibend. „Die Polizei kommt und geht, wie es ihr paßt. Einmal in der Woche nehmen wir reine Bezüge. Die Polizei ist darin zu komisch. Hinter mir und meiner Frau sind sie wie Spürhunde her.“

Endlich gelangten sie zu einer Thür, die in eine kleine Kammer ging. Auf deren Bett setzte sich der Hausvater, um sich Jos nochmals zu betrachten.

„Beim Glücke sind Sie jetzt unten“, sprach er in ernstem Tone zu Jos. „Ich hatte einmal in dieser Kammer einen Mann, dem waren acht Pferde gefallen, und als ich ihn hier hinein führte, meinte er: „Hier kann ich nicht schlafen“. Und doch kam er fast ein ganzes Jahr hierher. Denn, mein Junge, wenn es Euch jetzt schlecht geht, braucht Ihr doch den Mut noch nicht sinken zu lassen. Je tiefer Ihr sinkt, desto näher seid Ihr an der Oberfläche. Ich will damit sagen, viele müssen erst ganz zu Grunde gehen, bevor sie sich wieder emporarbeiten können. Ich will Euch einmal meine Geschichte erzählen. Als ich zum erstenmal in diesem Hause schlief — lange bevor ich hier Hausvater wurde, versteht wohl — mußte ich mir das Geld hierzu auf eine feine Weise verschaffen. Es war furchtbar kalt, und ich hatte keinen Pfennig Geld mehr. Da sehe ich auf einem Müllhaufen bei einem Grünzeughändler vor der Thür ein paar Zwiebelhäute liegen. Ich hob sie auf, dachte mir, daraus lassen sich Zwiebeln machen. Gefrorenen Schnee formte ich zu Kugeln und legte dann die Zwiebelhäute darüber. Ich verkaufte die Dinger als Zwiebeln und verdiente so viel dabei, um mein Nacht-

quartier bezahlen zu können. Und ich kann Euch sagen, von dem Tage an wandte sich mein Glück; ich blieb hier, und jetzt bin ich sogar Hausvater. Kommt mit, ich will Euch zu meiner Frau führen.“

Sie stiegen die Treppe wieder hinunter und trafen die Frau des Hausvaters bei den Spielern, unter denen sie Ordnung hielt. Der Hausvater war ein starker, breitschulteriger Mann. Seine Kleidung bestand aus Barzenthosen, einem Baumwollhemd und einem breiten roten Gurt. Seine Frau war von derselben Gestalt, eben so groß und stark wie er. Wenn sie so da stand, die Arme in die Seiten gestemmt, die Beine weit auseinander gespreizt, mit einer Taille, die selbst der Arm eines Goliath nicht hätte umspannen können, mit ihrem kurz geschnittenen Haar, hätte man sie für ihren Herrn und Gebieter halten können, wenn sie nicht Unterröcke getragen hätte.

„Frau“, sagte er und klopfte dabei Jos auf die Schulter, „hier diesem jungen Burschen geht es nicht besonders. Ich hab' ihm oben auf dem Dache die Kammer gegeben, weil er so eigen ist und mit anderen Leuten nicht zusammen schlafen will.“

Die Frau des Hausvaters mußte laut aufachen, als Jos zum Kamin schritt. Um denselben standen Männer und Weiber, eifrig damit beschäftigt, sich ihr Nachtessen zuzubereiten. In Zinn-Schüsseln und Kässen leerten sie Stücke Fleisch, Knochen, Brotrinden und kalte Kartoffeln, die sie des Tags über erbettelt, gestohlen oder auf der Straße aufgelesen hatten. Hungerige Kinder hielten schon ihre Schüsseln zur Empfangnahme der Mahlzeit bereit und erhielten von ihren Eltern Schläge und Stöße, wenn sie zu nahe ans Feuer kamen oder beim Kochen im Wege standen.

Auf dem Boden kriechend und an einem Knochen nagend, befand sich ein Mann, der dem hungrigen Manne, der vor vier Wochen die Lobrede auf die gottesfürchtige Nation in der Methodistenskapelle so jäh unterbrochen hatte, der das Korn und den Wein, von dem Mr. Meel doch nur bildlich gesprochen hatte, durchaus sehen wollte, sehr ähnlich sah. Sein Gesicht war vom Trinken aufgedunsen, seine Hände waren gelähmt und an den Füßen zitterte er beständig. Wahrscheinlich hatte er in diesem christlichen Lande als elternloser Knabe sein Leben irgendwo auf der Straße begonnen und wird nur wohl dasselbe sicherlich in irgend einem Arbeitshause beschließen.

Die Schlafgäste warfen ihm von ihrem Essen Broden zu und lachten, wenn sie sahen, wie er seine Nahrung in Stücke riß und sie, wie ein Hund, auf dem Boden verzehrte. In seiner Nähe, mit dem Kopfe gegen die Wand gelehnt, saß ein junges Weib. Auf ihrem Schoße hielt sie ein Baby, ein kleines, fast nacktes Ding. Seine bloßen Arme und Beine schimmerten im Feuerlicht. Die Augen seiner Mutter waren zugefallen, und große Thränen liefen über ihr Gesicht herab.

Nur wenige Minuten blieb Jos am Feuer. Dann ging er auf die Thür zu und ließ sich dort auf einer Bank, die an eine Tisch stand, nieder. Er vergrub das Gesicht in die Hände und suchte seine Umgebung zu vergessen. Plötzlich hörte er, wie jemand ihn fragte: „Sind Sie denn gar nicht hungrig?“ Er blickte auf und sah vor sich ein Mädchen stehen, das ihm einen Napf mit einem Zinntöffel entgegen hielt. Er schüttelte den Kopf.

Das Mädchen war ganz eckig. „Essen Sie doch“, sagte sie zu ihm.

Sie war fast noch ein Kind, ein kleines Ding mit großen dunklen Augen und schwarzem Haar, das ihr ins Gesicht fiel. „Geda, Eichtätschen“, rief der Hausvater, der gerade vorbeiging. „Die Polizei kommt.“

Das Mädchen beachtete ihn nicht und stellte seinen Napf vor Jos hin.

„Wenn Ihr Euch das Eichtätschen zum Freunde haltet, werdet Ihr immer zu essen haben“, sagte der Hausvater. „Ihr eher als jedem andern würde ich es zutrauen, mir ein Mittagbrot zu stehlen.“

Er verließ das Zimmer, und das Mädchen setzte sich dem jungen Zimmermann gegenüber, stützte ihre Ellbogen auf den Tisch und den Kopf auf ihre Hände.

„Essen Sie doch“, wiederholte sie und richtete ihre großen dunklen Augen auf sein Gesicht. „Ich bin schon satt.“

IX.

Als Joseph Coney am andern Morgen die Penne verließ, war ihm etwas recht Merkwürdiges begegnet. Das „Eichlägchen“ war auf ihn zugeflogen und hatte ihm ein Sechspencestück gegeben. Sie hatte es ihm in die Hand gedrückt und war dann weggelaufen, beständig vom Damm aufs Trottoir und vom Trottoir auf den Damm springend, bis sie bei einer Wendung der Straße seinen Blicken entchwand. Er wußte nicht recht, was er mit diesem Gelde anfangen sollte, und steckte es schließlich in seine Westentasche. Im Weitergehen verglich er das dunkeläugige „Eichlägchen“ mit dem schönen Methodistenmädchen, und er glaubte wissen zu dürfen, daß Polly nicht daran gedacht hätte, daß er Hunger haben müsse, oder gemutmaßt hätte, daß er kein Geld habe.

Es war schon spät. Er hatte sich heute Morgen mit dem Aufstehen nicht beeilt, sondern das erste Mal gefaulenzet. Da er sich vorgenommen hatte, in den Docks zu arbeiten, so war es ja nicht mehr nötig, daß er durch die Straßen der Hauptstadt wandere, um dort Arbeit zu suchen.

Er war auf dem Wege, den Dockarbeiter zu besuchen, der einmal zu ihm gesagt hatte, er sei ja doch nichts weiter als ein Dorfhandwerker.

„Sollte es in Ihrem Gewerbe ganz hoffnungslos werden,“ hatte er damals gesagt, „so kommen Sie nur zu mir. Ich werd' mir Mühe geben, Sie beim „Tabak“ unterzubringen.“

Er kam an das Haus des Dockarbeiters, trat ein, schritt die morische Treppe hinauf und klopfte.

„Herein,“ rief ihm das rotwangige Frauchen entgegen. „Sie wollen gewiß George sprechen, er muß gleich zurück sein. Das Baby ließ ihn bis vier Uhr nicht einschlafen und dann hat er es verschlafen. Ich glaube, er wird erst später nach den Docks gehen, wenn die neuen Leute eingestellt werden.“

„Wie geht es jetzt mit dem Kindchen?“ fragte Jos.

„Er hat Durchfall,“ erklärte die Mutter. „Ich werde es wohl ins Krankenhaus bringen müssen. Der Arzndoktor meinte, er kann nichts dagegen thun. Drei Kinder hab' ich schon begraben, und wenn das Baby auch noch sterben sollte, weiß ich nicht, was sein Vater thun würde. Er hängt so sehr an ihm.“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottekwig.

Die Umwandlungen in der Natur vollziehen sich in der Regel ganz allmählich. Katastrophen, wie man sie früher in der Entwicklung des organischen Lebens, wie in der Entstehung aller leblosen Gebilde annahm, sind jetzt stark in Miskredit gekommen, so stark, daß jeder sich schämen würde, durch sie etwas erklären zu wollen. Es läßt sich trotzdem nicht leugnen, daß mitunter die Entwicklung förmlich einen Sprung macht. So bedeutet das Auftreten des Kulturmenschen, der doch auch nur ein Naturwesen ist, ohne Zweifel eine katastrophenähnliche Umwälzung in der organischen Welt, er hat in kurzen Jahrhunderten, ja in Jahrzehnten eine Anzahl Pflanzen und Tiere einfach ausgerottet, andere wiederum so umgewandelt, daß sie in ihrer ursprünglichen Gestalt heute nicht mehr zu erkennen sind. Rabilater, umstürzlerischer sind jedoch manche Veränderungen der Erdoberfläche. Daß im Laufe einiger Minuten eine Insel plötzlich aus dem Meere hervortraucht, ist keine Seltenheit. Es sei nur an das plötzliche Auftauchen der Insel Ferdinandea erinnert, die im Jahre 1831, durch vulkanische Kräfte gehoben, aus den Fluten des Mittelmeeres emporstieg und natürlich (wie könnte es anders sein) sofort der Zanlapfel zwischen italienischen und englischen Patrioten wurde, die jeder das Eiland für sich besitzen wollten. Es wäre vielleicht zu diplomatischen Schwierigkeiten, womöglich zu Krieg und Blutvergießen gekommen, wenn die Insel nicht, wahrscheinlich aus Ekel vor der Diplomatie, wieder ebenso schnell verschwunden wäre, wie sie hervorgetaucht war. Doch das war nur eine kleine Insel, die der großen Erdoberfläche gegenüber am Ende nicht in Betracht kommt. Aber leider ist unsere alte Erdkruste auch sonst ein rechter Hohn auf die allmähliche Entwicklung. Ein Stoß im Innern und meilenweit fallen Gebäude, ganze Städte um wie Kartenhäuser. Die Erdbeben sind ohne Zweifel viel häufiger und spielen bei der Umgestaltung unseres Planeten eine größere Rolle, als man früher angenommen hat.

In Norddeutschland und in Rußland, mit dem wir ja auch sonst viel Gemeinsames haben, sind Erdbeben so gut wie unbekannt. Gleich dem Philister in Goethes Faust könnten wir deshalb mit einer wohlwollenden Gemütsruhe zusehen, wie „hinten weit in der Türkei“ der Boden erzittert und Menschen und menschliche Werke umhergeworfen werden wie Blätter im Herbstwinde. Kur leider ist gerade in den letzten Jahren das Erdbebengebiet uns recht nahe gerückt. Oesterreich und selbst das südliche Sachsen

haben ihre immerhin recht erhebliche Bodenerschütterungen gehabt. In Wirklichkeit sind die Erdbeben viel häufiger, so häufig, daß sie eigentlich alltägliche Erscheinungen auf der Erde sind. So sind im Jahre 1897, wie E. v. Mopsjovics in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaft mittheilt, in Oesterreich im ganzen 203 Erdbeben Tage gezählt worden. Das sind gewiß genug, aber es sind wahrscheinlich noch lange nicht alle. Die Beobachtung einer so hohen Zahl ist dem Umstand zuzuschreiben, daß die Zahl der Stationen vergrößert worden war, in denen Seismometer, Erdbebenmesser, aufgestellt waren. Wird die Anzahl der Stationen, die solche Instrumente besitzen, weiterhin vermehrt, so werden sicher noch mehr Erdbeben beobachtet werden. Denn an ihnen scheint kein Mangel zu herrschen, sie sind da, nur können sie nicht immer konstatiert werden. Es ist wie in mancher Dorfschule, wo der Unterricht an heißen Tagen nicht ausgeföhrt werden kann, weil kein Thermometer da ist, die vorhandene Hitze festzustellen.

Auch so ist jedenfalls die Zahl 203 für die Erdbeben eines Jahres und eines Staates hoch genug. Sie steht auch keineswegs vereinzelt da. Schon in dem Erdbebenverzeichnis, das J. Schmidt im Jahre 1875 gab, sind über 22 000 Erdbeben der nördlichen Halbkugel aufgeführt. So ungemüthlich diese Thatsache ist, so lehrreich ist sie auch. Die Erdoberfläche ist eben in steter, ja in täglicher Bewegung. Wie die Erde im Innern stetig erkaltet, wie infolge dessen die Rinde in immer fortschreitender Mächtigkeit erstarrt und die Materie im Erstarren sich zusammenzieht und täglich weniger Raum beansprucht, so strebt auch täglich die Erdrinde danach, die im Innern entstandenen Hohlräume auszufüllen, sie rückt also nach. Dieses Nachrutschen kann nun mit soviel Sanftmut und so allmählich erfolgen, daß kein gewöhnlicher Mensch, nicht einmal ein Minister, den Umsturz der bestehenden Verhältnisse merken kann. Es ist möglich, aber durchaus nicht sicher, daß die Mehrzahl aller Veränderungen der Erdoberfläche auf diese sanfte, allmähliche, vielleicht nicht einmal vom Seismographen registrierbare Art und Weise erfolgt. Es ist aber ebenso möglich, daß die unter der festen Erdkruste entstandenen Hohlräume eine Zeit lang wachsen und wachsen, und daß die darüber befindliche feste Erdbede sehr lange Zeit in einem gewissen Stadium des Gleichgewichts hängen bleibt. Wird aber der Hohlraum zu groß und wird der darüber ruhenden Erdschicht schließlich der Unterstützungspunkt entzogen, so fällt sie plötzlich ein. Was das aber heißt, das geht aus den gräßlichen Verwüstungen hervor, die ein solches Ereignis zur Folge hat. Ganze Städte können dadurch dem Erdboden gleich gemacht, die Landschaft auf weithin total verwüstet, Bergänge zu Thal gestürzt und das Meer in furchtbar hochgehenden Bogen meilenweit über das Festland getrieben werden. Das Erdbeben, das am 1. November 1755 Lissabon vernichtete, hat sich in seinen Nachwirkungen auf ein Gebiet erstreckt, das nachweislich über 100 000 Quadratmeilen groß war, so groß also wie der dritte Teil Europas. Man könnte vielleicht denken, daß das Erdbeben sich auch an der Erdoberfläche als ein Hinabsinken des Bodens sichtbar machen müßte. Selamntlich aber drückt sich diese Erscheinung in sehr mannigfachen Erschütterungen, in Stößen von unten oder von der Seite, in zitternder, oft wellenförmiger Bewegung des Bodens aus. Bei großen Erdbeben gleicht zuweilen der Erdboden einem Meere, dessen Wellen vom Sturme in die Höhe geworfen werden. Man muß bedenken, daß sich eben immer nur ein bestimmter Teil nach unten bewegt, um den entstandenen Hohlraum auszufüllen. Da die Erdscholle aber nicht so fest zusammenhängt wie etwa eine Eiskölle, so findet bei dem Hinabgleiten einzelner Teile eine große Veränderung statt, ein Auseinanderzerren der Teile, ein Zusammendrücken der nach der Tiefe strebenden Massen, ein Zerreißen und Durcheinandervirbeln der spröden Materie. Alle diese Veränderungen aber bedingen eine kolossale Erschütterung, die sich nach oben zu weiter fortplant und auch die Nachbargebiete in zitternde Bewegung bringt, so daß das eigentliche Hinabgleiten dabei gar nicht wahrgenommen wird. Dieses mag übrigens oft auch nicht nebensächlich sein. Nehmen wir an, es handelte sich darum, einen Hohlraum von etwa 1 Kubikkilometer Größe zuzustopfen. Dazu braucht sich die Erdkruste, auch wenn sie nur den Umfang eines kleineren Landes hätte, nur wenig zu senken. Denn es ist nicht anzunehmen, daß gerade nur die direkt über dem Hohlraum gelegene Erdmasse hinabfiel. Der Erdboden ist ja doch nicht so weich wie Brei, er besteht aus einer großen Menge von wirt ineinander und übereinander geschobenen Schollen. Die über und an dem Hohlraum liegenden füllen diesen aus, dadurch kommt das ganze System der Schollen in Bewegung, jede verändert ihre Lage. So erfolgt zwar eine große Veränderung in der Lage der einzelnen größeren und kleineren Schollenmassen, es kommen bei ihnen auch neue Zerreißen, Quetschungen, Zerrungen vor, aber das ganze Schollensystem selbst sinkt doch nur wenig ein, eben weil sich das Ausfüllen des Hohlraumes auf ein sehr großes Gebiet verteilt. Bei stärkeren Erdbeben kann sich indes der Erdboden recht beträchtlich senken. Bei dem furchterlichen japanischen Erdbeben vom Jahre 1891, über das Charles Davison im „Geolog. Magazine“ Studien veröffentlicht hat, gliederte sich eine große Erdscholle ab, deren Rand sich gegen das Nachbarterran um 6 bis 7 Meter in die Tiefe senkte. Wenn eine große Erdscholle öfter auf diese Weise hinabrückt, so können tiefe Einsenkungen des Bodens entstehen. Wahrscheinlich stellt der Boden der heutigen Meere ein solches großes Senkungsgebiet dar, es sind hinabge-

tauchte Erdschollen, während die fliegen gebliebenen das heutige Festland bilden.

Wird die Erdkruste an irgend einer Stelle zerrissen, so kommen durch die Erschütterung auch benachbarte Gebiete ins Schwanken, die zwar nahe daran waren, das Gleichgewicht zu verlieren, aber am Ende noch eine Weile in ehrenvoller Altersschwäche fortgewirbelt hätten. So kann Davison auch für das japanische Erdbeben nachweisen, daß benachbarte Gebiete dadurch ebenfalls in starke Bewegung gerieten und hier einen längeren Zeitraum hindurch Bodenerschütterungen konstatirt wurden. Denn nicht immer wirkt ein Erdbeben schnell und fürchtbar wie ein Donnererschlag. Es giebt auch welche von einer gemüthlichen Sorte, wie z. B. die in Sachsen. In diesem Lande, in dem früher die Gemüthlichkeit auch sonst herrschte, sind die Erdbeben von einer abscheulich sanften und angenehmen Art. Das Erzgebirge, das sich viele lange geologische Epochen hindurch die erdentlichste, aber vergeblüche Mühe gegeben hat, ein Hochgebirge zu werden, ist noch heute nicht recht zur Ruhe gekommen. Von Zeit zu Zeit hat es seine Anfälle, es droht wie ein Reichskanzler, natürlich nicht mit Auflösung, sondern es droht, es droht einfach. Im Jahre 1897 drohte es zum Beispiel fünf Wochen lang. Stoß folgte auf Stoß, oder vielmehr Stößen auf Stößen. Man gewöhnte sich doch derart an Erdbeben wie an ein Besammlungsverbot und nahm jeden Erdstoß mit derselben Gemüthsruhe hin wie die üblichen sechs Tassen Kaffee mit Butterbismchen zum Frühstück. Der Geolog Credner hat für diese und mehrere vorhergehenden sächsischen Erdbeben in den Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaft eine gewisse Periodizität nachgewiesen. Sie treten am häufigsten auf von September bis März, vorzugsweise aber im Oktober, November und Dezember. Ja, sie sind so pedantisch, daß sie sogar einen bestimmten Tages- oder vielmehr Nachtdienst innehalten, nämlich von 8 Uhr abends bis 8 Uhr morgens, meist aber von Mitternacht bis 8 Uhr früh. Credner zeigte, daß auch diese Erdbeben tektonische sind, das heißt, daß sie eben mit der Anpassung der Erdkruste an den kleiner werdenden Erdkern zusammenhängen, er ist aber der Meinung, daß der Eintritt der Erschütterungen sehr viel von äußeren Einflüssen abhängig sein muß. Die Periodizität ist nicht zu erklären, wenn nicht klimatische, meteorologische Einflüsse, Menge des Niederschlags, Stellung der Sonne in Betracht gezogen wird. Daß die Erdbeben in der Nacht stattfinden, kann doch nur mit dem Einfluß resp. Nichteinfluß der Sonne oder anderer Sterne zusammenhängen. Man muß sich also vorstellen, daß das Erzgebirge aus Erzschollen besteht, die nicht ganz im Gleichgewicht stehen, die sich aber nur dann verschieben, wenn ein äußerer Aufstoß, Frost, Siderwasser, Anziehungskraft der Gestirne in stärkerer Weise auf sie einwirkt.

Da die Erde eine Kugel ist, so ist natürlich die erstarre Oberflache viel zu groß, um gleichmäßig in die Tiefe sinken zu können. Man kann einem Ball kein kleineres Volumen geben, ohne den Gummi in Falten zu drücken. So entstehen denn auch beim Einsinken der Erdrinde Falten. Zwei große feste Oberflächenschollen drücken beim Absinken auf eine dritte zartere, die sich zwischen beiden befindet. Dadurch wird diese, obwohl sie in Folge ihrer Schwere ebenfalls nach unten strebt, durch den seitlichen Druck in nach oben ausweichende, hoch emporgedrückte Falten gezwängt. Auf diese Weise sind viele Gebirge, z. B. die Alpen entstanden. Die Gesteinsschichten, aus denen diese bestehen, sind insoweit vollständig aus ihrer horizontalen Lage gebracht, senkrecht in die Höhe gestülpt oder gar gänzlich übergekippt worden. Man kann sich den Vorgang mit einem jedem Berliner geläufigen Bilde veranschaulichen. Ein großer Menschenhaufen drängt sich durch eine enge Thür. Obwohl jeder nach derselben Richtung, dem Thüreingange strebt, so wirkt der Gesamtdruck derart, daß die einen vollständig zur Seite herausgedrängt, die anderen so umgedreht werden, daß sie mit der Schulter oder gar mit der Hinterrückseite zuerst in den Saal gelangen. Dieser Vorgang des „Drängelns“ illustriert aufs beste das kolossale Durchschieben der Schollen, das bei dem gegenseitigen Druck der nach unten strebenden Erdschollen entsteht. Ein solches Kunterbunt von aus ihrer horizontalen Lage gedrückten Schollen zeigen auch die Alpen. Da hier jede Scholle aus parallel übereinander ruhenden, in den verschiedenen Epochen abgelagerten Gesteinsschichten besteht, die nun dieselbe Richtung und Fälschung zeigen wie die ganze Scholle, so läßt sich die frühere Lage der einzelnen Schollen sehr leicht erkennen, gleichzeitig aber auch die Veränderung konstatieren, welche die Schollen bei ihrer Aufstellung in tertiärer Zeit erlitten haben. Neuerdings sucht W. Salomon in seinen Geologischen Beobachtungen in den Gebieten des Adamello und des St. Gotthard (Sitzungsberichte der Verh. Akad. d. W.) die Faltung der Alpen zum Teil auf den Einfluß der centralen Eruptionen zurückzuführen, welche den Kern der Alpen bilden. Durch den Druck, den die sich hebenden vulkanischen Massen, die jedoch nicht bis an die Oberfläche drangen, vom Centrum her ausübten, wurde der Boden des Alpengebirges, wenigstens zum Teil, in seitliche Falten gepreßt. Hier würde also der Vulkanismus eine große Veränderung auf der Erdoberfläche hervorgerufen haben. Im allgemeinen ist jedenfalls den Erderschütterungen, welche durch vulkanische Kräfte entstehen, nicht die Bedeutung beizumessen wie den tektonischen. Während diese ein steter durch die Erhaltung der Erde bedingter geologischer Prozeß sind, geschieht es verhältnismäßig selten und nur an wenigen Punkten der Erde, daß die glutflüssigen Massen des Erdkerns bis an die Oberfläche gepreßt werden.

Kleines Fern...

— Die Bräutlöste und andere Verlobungs- und Hochzeitgebräuche in Niedersachsen schildert ein Artikel im neuesten Heft der Halbmonatschrift „Niedersachsen“. Die öffentliche Feier der Verlobung eines Brautpaares wird in vielen Orien der Lüneburger Heide Löste oder Bräutlöste genannt. Das Wort hat sich nicht etwa aus verloben gebildet, sondern bedeutet Brautlauf. Noch im vorigen Jahrhundert war das Wort Brautläufe so gebräuchlich wie heutzutage das Wort Zeitläufe. Die Bräutlöste hat ihren Namen daher, daß an die öffentliche Verlobung sich allerlei Bräuche knüpften, bei denen die Braut zu laufen hatte. So wurde sie zum Beispiel feierlich aus dem Elternhaus in das Haus ihres Erwählten geleitet, wobei sie versuchen mußte, zu entfliehen, und die Verwandten des Bräutigams sie wieder einzufangen hatten. In anderen Gegenden wurde erst am Tage der Hochzeit solch ein Brautlauf veranstaltet. Noch bei Luther ist das Wort Brautlauf gleichbedeutend mit Hochzeit. Aus seiner frühesten Kindheit erinnert sich der Verfasser des Artikels, daß bei einer Hochzeit bei der Rückkehr von der Trauung der Braut ein Glas Wein vor der Hausthür gereicht wurde. Sie hatte das Glas in einem Zuge zu leeren und es alsdann von rückwärts gegen den Eckstein des Hauses zu schleudern. Zerbrach es in Splitter, so war dies eine gute Bedeutung; blieb es ganz, so bedeutete dies Unglück in der Ehe. Beim Hochzeitsmahle brannten vor dem jungen Ehepaare zwei Kerzen; wessen Kerze zuerst niederbrannte, der ging dem Ehegemahl im Tode voraus. Beim Hochzeitsstage wurden der Braut u. a. die Augen verbunden, sie hatte alsdann ein junges Mädchen zu erschauen, und dieses galt nun für die nächste Eheandidatin. Auf der Fahrt zur Trauung wurde der Brautwagen von der Dorfjugend durch quer über die Straße gespannte Seile gesperrt, und die Braut hatte sich nun durch Spenden von Brautäpfeln und Brautstuten aus dem Damm zu lösen. Auch an die Fahrt des Kistenwagens schlossen sich ähnliche Gebräuche. Hier hatte die Kistenmutter die Brautäpfel zu werfen. Am Polterabend verfehlte auch hier die Dorfjugend nicht, irdenes Geschirr vor dem Brautpaare zu zertrümmern. „Je mehr Scherben, je mehr Glück.“ Auch an die Abnahme des Brautkranges knüpften sich allerlei Gebräuche. Am Hochzeitsmorgen zog eine Schar junger Leute mit langen Stangen von Hof zu Hof zur Einsammlung des Behten. Jeder Bauer hatte nämlich ein Huhn in die Hochzeitsstuppe zu liefern, die an die Stangen gehängt und der Hochzeitsküche überliefert wurden. Noch heute soll dieser Brauch sich in Höfferingen, Kreis Uelzen, erhalten haben. Auch das Hochzeitschießen hoch von dem Hochzeitswagen herab war noch vor einigen Jahrzehnten in Suderburg gebräuchlich, wurde aber später wegen der häufig dabei vorkommenden Unfälle von der Beförde verboten. Der Freiverber, die Kistenmutter, die Hochzeitsköchin, der Hochzeitsbitter usw. bekamen alle ihre eigenartigen Geschenke von dem Hochzeitgeber, Brautsträuße, Brauttücher, Brautkenden, Brautschürzen usw.

t. Ein neuer National-Park in den Vereinigten Staaten.

Nach einer Meldung des „Scientific American“ besteht die Absicht, im nördlichen Teile des Staates Minnesota, der im Westen des Oberen Sees gelegen ist und nördlich an das große canadische Waldgebiet grenzt, eine Art von National-Park in größtem Umfange zu schaffen. Wald und Urwald sind in den Vereinigten Staaten in Folge der durch keine geregelte Forstwirtschaft beschränkten und aufgetragenen Zerstörung der Wälder in unaußhaltbarem Verfall begriffen, so daß sich die Ueberzeugung von der Notwendigkeit wirksamer Maßnahmen nach dieser Richtung hin immer mehr Bahn bricht. Einige der großen Waldkomplexe des Landes sollten unbedingt erhalten bleiben, und dafür muß von Staats wegen Sorge getragen werden, ehe es zu spät ist. Der bezeichnete Distrikt ist für ein solches Schutzgebiet sehr geeignet, er liegt um die Quellwasser des Mississippi herum und enthält einen schönen Waldbestand mit vielen Seen von seltener Schönheit. Der Wald ist ebenso reich an Wild, wie die Seen und die strömenden Gewässer an Fischen. Man beabsichtigt, einen Flächenraum von 7 Millionen Acres (rund 2 850 000 Hektar) unter Staatschutz zu stellen, samt allem auf ihm befindlichen Wild.

Kunst.

k. Ein rheinischer Eisenbeinschniger des 10. Jahrhunderts. Unter den Neuentdeckungen des Berliner Museums wird in dem neuen Heft der Amtlichen Berichte ein interessantes, aus der Sammlung des Konsuls Wedder stammendes Eisenbeinrelief mit den Gestalten Christi und der Evangelisten aufgeführt, das als Geschenk in die Sammlung der Bildwerke der christlichen Epoche gekommen ist. Das Relief stammt von einem westrheinischen Meister aus dem Ende des 10. Jahrhunderts, dessen höchst individuelle Art man in anderen Eisenbeinarbeiten wiedererkennt. Es liegt hier der in seiner Art einzige Fall vor, wie Wilhelm Böge in einer Arbeit über diesen Meister im „Jahrbuch der preussischen Kunstsammlungen“ ausführt, daß wir zu einer Zeit, wo man im allgemeinen nur zur Aufstellung einzelner Schulen und Werkstätten gelangt, da die Arbeiten durchaus handwerklicher Natur sind, hier auf einen Künstler von einem geradezu eigenwilligen persönlichen Hange stoßen. In allen seinen Werken ist er sich treu geblieben. Bis her waren von ihm vier Werke bekannt: Die Eisenbeintafel des sogenannten Echterbacher Evangelienodeg, jetzt im Besitze der Bibliothek zu Colha,

mit einer Darstellung der Kreuzigung Christi; ein Diphthyon der Sammlung Sigdor in Wien, zwei Tafeln mit einer Uebergabe der Gejeze an Moses und einem ungläubigen Thomas; eine Tafel mit dem Apostel Paulus im Museo Cluny in Paris, und der Eisenbeinbedel eines Evangeliiar im Besitze des Carl of Crawford, mit einer zweiten Darstellung der Kreuzigung Christi. Auf dem Eisenbeinrelief, das nammehr in das Berliner Museum gekommen ist, ist die Fläche eingefasst von einem Eiersab-Ornament; in der Mitte ist in einem Wierpaß, der von einem feinen, der Technik des Flechtens entlehnten Doppelbände eingefast wird, der thronende Christus dargestellt; in den vier Ecken in den verschiedensten Haltungen die Evangelisten. Gegenüber der übrigen Kunst jener Zeit, in der die bildende Kunst als ein ausländisches Gewächs künstlich an den Höfen gepflegt wurde, steht dieser Künstler auf eigenen Füßen. Die Figuren haben nichts von der weltmännischen Eitelkeit byzantinischer Heiliger; sie sind häuerlich derb, oft geradezu häßlich. In dem Christuskopf mit dem dichten Haartranz hat wohl ein byzantinisches Vorbild die Anregung gegeben, aber der Meister hat es ins Häuerische übertragen. Die Hände und Füße sind wie in allen Reliefs des Meisters von ungeschlachter Bildung; es fehlt ihm noch das Gefühl für Proportionen. Andererseits zeigt sich bei ihm eine Lust an komplizierten Bewegungsmotiven, in denen er seine Kunst weifen möchte. Die naturalistischen Typen sind die Erkennungszeichen der Hand des Meisters. Besonders bezeichnend ist für ihn das eigentümlich hängende, schwimmende und doch belebte Auge. Während sich aber die künstlerische Persönlichkeit aufs Lebendigste ausspricht, sind für die äußeren Lebensumstände nur wenige Daten und Hinweise vorhanden. Der Künstler muß sein Publikum gehabt haben, das zeigt die Zahl der erhaltenen Arbeiten. Aus der Zeit der Echtermacher Prachtbandschrift, die zwischen 983 und 991 entstanden ist, ergibt sich, daß die Thätigkeit des Schnitzers in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts fällt. Auf die Moselgegend weist der Echtermacher Kodex. Der hier vor allem in Betracht kommende Dedelschnitt mit seinem Zellenemall weist auf Trier; freilich ist damit noch nicht bewiesen, daß der Schnitzer ein Trierer Kind ist.

Aus dem Tierleben.

Ueber das Vordringen der Schwarzdrosseln wird der „Köln. Volkszeitung“ geschrieben: Das Vordringen der Amsel in diesen Jahrhundert ist eine überall in Deutschland beobachtete Erscheinung; die Entwicklung der Amsel von einem schäbsteren Waldvogel zugleich zu einem vertrauten Garten- und Ortsvogel scheint erst in unserem Jahrhundert vor sich gegangen zu sein. Die Vogelkundigen noch des vorigen Jahrhunderts kennen nur die äußerst furchtsame und schüchternen Waldamsel; selbst bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts hatte kaum ein vereinzeltes Pärchen seine versteckte Waldheimat verlassen. Dann aber wurden die Nachrichten über ihr Ueberfließen und Nisten in Parkanlagen, Kurgärten und größeren Büschen häufiger; immerhin war es noch ein besonderer Glücksfall, ihren Gesang ganz in der Nähe der menschlichen Wohnungen zu vernehmen. Mögen die warmen Winter daran die Schuld tragen, oder andere Umstände, die Thätigkeit steht fest, daß jetzt in ganz Westdeutschland in wohl fast allen größeren Gartenanlagen, Buschwerk, Alleen mit strichweisem Unterholz, selbst in wenig baumreichen Hausgärten mit lebenden Zäunen oder Weidenpflanzungen oder Uferdickicht die Amseln vollständig naturalisierte Gäste sind. Auch ihre gangbare Charakterisierung als „Jugvögel“ scheint im letzten Decennium gänzlich hinfällig geworden zu sein. Man darf nach sorgsamem Beobachtungen der letzten Jahre sagen, daß es auch den Weibchen gar nicht einfällt, die Heimstätte zu verlassen. Immerhin muß ich es allerdings dahingestellt sein lassen, ob nicht die fast unbekannt gewordenen strengen Winter früherer Jahrzehnte, wenn sie sich wieder erneuern, die Amseln doch vielleicht nach Süden treiben, wenn auch nur für kurze Zeit. In manchen Parkanlagen kann man nur ein paar Schritte von sich entfernt die Amseln ohne irgend welche Scheu dahinhüpfen sehen, mögen auch noch so viele Spaziergänger auf und ab wandeln. Den großen Wald also haben die Amseln mit den Waldmännchen der Gärten und Anlagen und dem Buschwerk der Wasserläufe vertauscht und ihr schüchternes Wesen abgelegt. Trotzdem suchen sie in ihren neuen Standorten denselben Schutz wie im Walde. Sie halten sich im dunklen Unterholz am liebsten, zumal im dichten Tannen- und Fichtenbüsch auf; Anlagen ohne strichweises Gesträuch werden nicht oder wenig von ihnen bewohnt sein. Im freien Felde, selbst in Baumstüden wie auf den Wiesen sind sie nur vorüberfliegende Passanten. Sie haben sich an die Menschen dornher gewöhnt, daß sie selbst in ganz kleinen Anlagen, z. B. auf Kinderspielplätzen mit etwas Buschwerk, auf den Friedhöfen, in dem Dergebüsch um die Kirchen und auf freien Plätzen mitten in den volkreichsten Städten hauen. Ohne Zweifel sind sie den Städten die bekanntesten Singvögel geworden, gerade so, wie den Landbewohnern, denen sie vor dem Fenster im Linden- oder Kastanienbaum ihre regelmäßigen Morgenkonzerte aufführen. Selbst mitten in rauch- und staubreichen Industriebezirken lobnen sie die sich dort mehrenden Baum- und Strauchpflanzungen durch regelmäßige Einwanderung. Kaum ist der Park, sei er groß oder klein, neu entstanden, so ziehen in die dichter Partien ganz sicher die Amseln ein, während andere Singvögel von hellerer Färbung sich weiter von dem Reiche der Industrie entfernen. Sie fliegen von den Bäumen und Sträuchern der Gärten auch ungeschert auf die Firten der

Häuser, auf niedrige Mauern oder in den Hof; hier halten sie sich aber nie lange auf; ihre eigentliche Natur als Waldvogel ihnen im schuglosen Freien nicht Ruhe. Man hat behauptet, die Amsel dränge mit ihrem Vorschreiten andere kleinere Singvögel zurück, besonders die Finken und Nachtigallen. Das Recht des Stärkeren mag sich allerdings hin und wieder geltend machen, niemals aber im direkten Angriff, sondern höchstens im Vorwegnehmen und Behaupten der Nahrung. Die Amsel geht jedem kleineren Singvogel aus dem Wege und bewohnt mit ihm dieselbe Gede, denselben Baum. Nur gegen ihresgleichen wird sie zeitweise eifersüchtig und geht angriffsweise vor. Selbst wenn sie aber Finken, Spechte, Grasmüden usw. zum Teil verdrängt, was jedoch für einzelne Gegenden als durchaus unzutreffend nachgewiesen ist, so würde sie dieselben mehr als erzeigen nicht bloß durch ihren Ueberreichtum, sondern auch durch ihre Nüchternheit. Altum vertritt die Meinung, der Nutzen der Drosseln sei größer, als der aller anderen Vogel. Wenn sie im Garten auch über alle Beerenarten herfallen, so lieben sie doch vorzugsweise die Fleischnahrung und gehen ihr unablässig durch Hüpfen und Säbeln mit ihren Schnäbeln nach. Das stets mehr und mehr beobachtete Vordringen der Amseln ist um so ersäunlicher, als ihre Lebensweise in der Nähe der menschlichen Siedelungen ihnen sehr gefährlich wird. Sie bauen ihr Nest niedrig, meist nicht über einige Meter von der Erde entfernt und so wenig versteckt, daß die Feinde von allen Seiten an dasselbe herandrängen. Nach meinen Beobachtungen dürfte nicht viel mehr als die Hälfte aller Bruten glücklich zu Ende kommen. Wiesel und Katzen streiten sich mit den zweibeinigen Nesträubern um den Vorzug; der weite Umfang des Nestes und das allzu sichtbare Zutragen an die Jungen wird nur zu leicht zum Verräter des Standortes.

Humoristisches.

Der Centrumsabgeordnete: „Sag'it eana da- ham, Bäurin, oamal thua i scho a Red, daß s' aa r' a Gaudi- ham.“
 — Auch eine Sehenswürdigkeit. Fremder: „Wie können Sie Ihren Ort nur als Sommerfrische empfehlen! Man findet hier doch gar nichts — kein Bad, keine Umgebung, keine Sehenswürdigkeit!“
 Wirt: „Erlaunen Se gibdigt — der eenunfuzigste Breddegrad soll Sie hier doch ganz dichte d'ran vorbeigeh'n!“
 Deplacierte Höflichkeit. Bei einer Kauferei wird ein Stammgast aus dem Wirtshause hinausgeworfen, und bleibt im Graben liegen. Gleich darauf fliegt ein zweiter hinaus und kommt auf den Stammgast zu liegen. Dieser rafft sich etwas auf, sieht, daß sein Leidensgefährte ein Fremder ist und fragt höflich: „Mit wem hab' ich das Vergnügen?“

Notizen.

— Eine ganze Reihe literarischer Neuigkeiten bringt das „Literarische Echo“: Hermann Ring ist gegenwärtig mit der Abfassung seiner Lebenserinnerungen beschäftigt. — Eine neue „Monatsschrift für Kunst und Leben“ soll vom 1. Oktober ab unter dem Titel „Deutsche Heimat“ im Verlage von Georg Heinrich Meyer erscheinen, der aus Leipzig nach Berlin überziedelt. — Ludwig Jacobowski und Fr. von Oppeln-Bronikowski bereiten ein Buch mit dem Titel „Die blaue Blume“ vor, das eine Auswahl aus den Gedichten von A. W. und Friedrich Schlegel, Tieck, Novalis, Brentano, Heine und anderen Dichtern der Romantik von ihren Anfängen bis zu ihren Auslängern in der Mitte des Jahrhunderts enthalten soll. — Der Nachlaß Edermanns soll noch im Laufe dieses Jahres von Friedrich Leves in Hannover in zwei oder drei Bänden teilweise veröffentlicht werden. — Die erste deutsche Ausgabe von Stendhals Roman „Le Rouge et le Noir“, die von Oppeln-Bronikowski besorgt ist, soll demnächst bei Diederichs in Leipzig erscheinen. — Die Feuilleton-Redaktion der Berliner „Täglichen Rundschau“ übernimmt an der Stelle Otto von Leigners vom 1. Oktober ab Dr. Gustav Mang. — Das Deutsche Theater bereitet als nächste Neuen- stüderung J. F. v. Schillers „Rosmersholm“ vor; dann soll als erste Novität des Theaterjahres Hermann Fabers Lustspiel „Ein glückliches Paar“ folgen, in welchem Georg Engels die tragende komische Rolle des Wendelin spielt. Gerhart Hauptmann hat ein neues Lustspiel vollendet, dessen Titel noch nicht feststeht, Max Dreher ein modernes Schauspiel: „Der Probekandidat“, Firscheid ein indisches und Hofmannsthal ein deutsches Märchendrama; Arthur Schnitzler erscheint ebenfalls mit einem Märchenpiel: „Der Schleier der Beatrice“; auch das neue Werk, welches Henrik Ibsen zu vollenden im Begriffe ist, soll im Deutschen Theater erscheinen. — Felix Philippi hat ein neues Schauspiel „Der goldene Käfig“ geschrieben. — Hungerts „Kirk“ steht als erste Novität auf dem Repertoir des Hamburger Stadttheaters. — Rainz wurde bei seinem ersten Auftreten im Wiener Burgtheater stürmisch begrüßt. Wiederholt unterbrach ihn der Beifall bei offener Scene.